

eben damit abzufinden haben. Das hat mit „Terrorismus“ so wenig zu tun, daß man ihn vielmehr auf der anderen Seite suchen muß, wo man die Partei durch vollendete Taten niederterrorisieren versucht hat.

Alles, nur kein zweites Dresden heißt es in einem Teil der Parteipresse. Die persönlichen Debatten des Dresdner Parteitag, die sich bekanntlich gegen den damaligen leitenden Redakteur der Leipziger Volkszeitung richteten, werden sich freilich nicht wiederholen, trotzdem man von gewisser Seite auch diesmal wieder ein ganz systematisches Messeltreiben gegen das Organ der Leipziger Genossen zu inszenieren versucht. Aber der Dresdner Parteitag brachte uns auch die Dresdner Resolution, die dem Revisionismus in der unzweifelhaftesten Form zurückwies. Und wenn in diesem Sinne der Nürnberger Parteitag ein zweites Dresden wird, so soll er uns willkommen sein.

Der Klassenstaat.

Au der Lübecker Resolution zur Budgetfrage ist vom Klassenstaat die Rede; weil die süddeutschen Staaten auch diesen Charakter des Klassenstaats tragen, dürfte dort das Budget nicht bewilligt werden. Dagegen wird nun eingewandt, daß mit dieser Bezeichnung der Charakter des Staates nicht erschöpft wird; er ist nicht nur ein Herrschaftsmittel zur Niederhaltung der ausgebeuteten Klassen, sondern zugleich auch Kulturstaat, der für Kulturarbeiten im allgemeinen Interesse sorgt. Deshalb dürfen wir ihm, wo der zweite Charakter überwiegt, nicht unbedingt feindlich gegenüberstehen.

Bei diesem Einwand wird übersehen, daß die sogenannte kulturelle Tätigkeit des Staates gar nicht im Gegensatz zu seinem Charakter als Klassenstaat steht, sondern darin einbegriﬀen ist und einen notwendigen Teil davon bildet. Es gibt nicht zwei Staatscharaktere, einen guten und einen bösen, zwischen denen zu wählen wäre, sondern der eine, allein mögliche Klassenstaat hat mehrere Seiten, die untrennbar verbunden sind. Er hat einen doppelten Charakter, der aus dem Doppelcharakter der bürgerlichen Gesellschaft, der kapitalistischen Produktion, und der Warenproduktion überhaupt hervorkommt.

Die Warenproduktion ist zugleich Produktion nützlicher Gebrauchswerte, deren die Menschheit bedarf, und Produktion von Wert, also von Einkommen für den Produzenten. Die kapitalistische Produktion ist gleichfalls Produktion notwendiger Gebrauchsgüter, und zugleich Produktion von Mehrwert. Der zweite Charakter ist der bestimmende; in erster Linie ist die kapitalistische Produktion die durch Profitgier beherrschte Produktion von Mehrwert, und die Vorbedingung, daß die erzeugten Waren auch dem menschlichen Bedarf nützen, erscheint als zufälliger Begleitumstand. Aber sie bilden ein untrennbares Ganzes; Mehrwert kann nur durch die Produktion nützlicher Waren erzeugt werden, und die Befriedigung des menschlichen Bedarfs ist im Kapitalismus nur bei gleichzeitiger Produktion von Mehrwert möglich. Kein Sozialdemokrat wird ob diesem Doppelcharakter zu der Behauptung kommen, es sei einseitig, den Kapitalismus als bloße Ausbeutung zu verdammen, und wir dürfen ihm, wegen seiner nützlichen Rolle — weil er die Menschheit, auch die Proletarier, mit Waren versorgt — nicht unbedingt feindlich gegenüberstehen.

Der Kapitalismus hat noch eine andre gute Seite. Er entwickelt sich, die Verkehrsmittel mehren sich, die Produktivität der Arbeit wächst, Technik und Wissenschaft erreichen eine immer höhere Stufe. Wir begrüßen diese Entwicklung, weil sie die Vorbedingungen zum Sozialismus schafft. Aber es fällt uns nicht ein, deshalb mit dem Kapitalismus paktieren zu wollen. Alle diese Vorgänge werden durch das Interesse der Kapitalisten bestimmt und getrieben; wenn sie dem Fortschritt und der Kultur zugute kommen, ist das unbeabsichtigt und kann es unfre prinzipielle Gegnerin zum Kapitalismus nicht verringern. Sie haben einen Wert als Keim einer neuen, künftigen

Ordnung, aber diesen Wert haben die Säußlichkeiten des Kapitalismus gleichfalls.

Der Staat besitzt diesen selben Doppelcharakter, nicht, weil er einerseits Herrschaftsmittel, andererseits auch Kulturmittel ist, sondern weil er nichts als ein Institut im Dienste der Bourgeoisie ist. Was der Staat im Interesse der Bourgeoisie macht, wird wiederholt auch im Interesse des Fortschritts und des ganzen Volkes liegen. Wenn aber die bürgerlichen Politiker dabei behaupten, das Interesse des Fortschritts und des Volkes seien maßgebend gewesen, so ist das genau dieselbe Phrase, als wenn die liberalen Ökonomen versichern, die Kapitalisten unterziehen sich der Mühe des Produzierens nur aus Mitleid mit ihren Mitmenschen, die sonst keine Waren zur Befriedigung ihrer Bedürfnisse vorfinden.

Daß es sich hier nicht um besondere Kulturaufgaben handelt, die als ein besonderes Arbeitsfeld des Staates neben den Klassen des Klassencharakters stehen, zeigt sich schlagend in der Art und Weise, wie sie durchgeführt werden.

Weshalb baut der Staat Eisenbahnen und andre Verkehrsmittel? Etwa damit das ganze Volk bequem reisen kann? Der Kapitalismus braucht eine rasche und billige Warenzirkulation und eine große Beweglichkeit der Menschheit. Die Proletarier müssen sich rasch und billig von einem Ort zum andern begeben können, um sofort massenhaft zur Hand zu sein, wo die Produktion ihrer bedarf. Dazu ist nicht nötig, daß sie bequem sitzen; für diesen Zweck reichen die harten Bänke der dritten Klasse und die ermüdenden Stehplätze in den schmutzigen, finsternen Kisten, die man hier als vierte Wagenklasse zum Menschentransport benutzt, völlig aus. So tragen die Eisenbahnen den Klassencharakter des Staates an sich.

Weshalb baut der Staat Spitäler, in denen die Armen kostenlos gepflegt werden? Etwa aus Mitleid mit den kranken Proletariern? Die künftigen Ärzte haben an einer rein theoretischen Ausbildung nicht genug; sie brauchen zu ihrer praktischen Ausbildung Erfahrung, also Demonstrations- und Versuchsmaterial, das ihnen in den Krankenhäusern die kranken Proletarier liefern. Deshalb reicht die Sorge des „Kulturstaats“ auch nicht weiter; nach ihrer Heilung sieht er ruhig zu, daß sie sich wieder den Krankheitskeimen in ihren ungesunden Wohnungen, den Unfällen, der Vergiftung und der gesundheitserzitternden Ueberarbeit in den Fabriken aussetzen. So bekümmert sich in der Sorge für die Volksgesundheit der Klassencharakter des Staates.

Weshalb baut der Staat Schulen? Etwa weil er den Arbeiterkindern die Schätze des Wissens und der Kultur zugänglich machen und sie zu allseitig gebildeten Menschen erziehen will? Die Bourgeoisie braucht in ihren Lohnarbeitern eine gewisse Elementarbildung und Zutüchtigkeit; die dümmsten Arbeiter sind zur Handhabung der modernen Maschinen die schlechtesten. Sobald sie sich diese Elementarkenntnisse erworben haben, wissen sie, um als Arbeiter, als Mehrwertmaschine dienen zu können, genug, und kommen in die Fabrik. So zeigt sich der Staat auch in dieser schönsten Kulturaufgabe, im Schulwesen, als reiner Klassenstaat im Dienste der Bourgeoisie.

Mit dem Emporkommen des proletarischen Kampfs hat nun der Staat im Dienste der Bourgeoisie eine neue Aufgabe bekommen: die Niederhaltung des Proletariats, meist durch brutale, gewalttätige Mittel, bisweilen aber auch durch kleine Konzessionen, die das Aufkommen des Massenbewußtseins verhindern sollen. Diese Funktion tritt jetzt überall in den Vordergrund, in Preußen schlimmer als in Bayern, in Bayern schlimmer als in der Schweiz, aber überall beherrscht sie die bürgerliche Politik. Vor dem brutalen Klassencharakter dieser Unterdrückungspolitik wird nun der Klassencharakter der bürgerlichen Politik überhaupt vielfach übersehen; und mancher Ideologe, auch in unsern eignen Reihen, sieht in dem Staat in seiner übrigen Tätigkeit ein über den Klassen stehendes Institut im Dienste der Kultur, des Fort-

schritts und des Gemeinwohls. In Wirklichkeit stehen diese „Kultur“tätigkeit und die Unterdrückung der Arbeiterklasse aus genau derselben Quelle, aus dem Interesse der Bourgeoisie. Die beiden Funktionen sind im Grunde nur eine einzige; in seiner ganzen Tätigkeit ist der Staat in gleichem Maße ein Klassenstaat im Dienste der Bourgeoisie.

Gewerkschaftsbewegung.

Unternehmer und Koalitionsrecht.

Der Chef der durch ihre marxistische Bekanntheit in allen Blättern Deutschlands bekannten Münchener Firma Rodenstock (optische Fabrik), spielt sich seit Jahren als „Vater seiner Arbeiter“ auf und tut sich viel zu gute auf sein „hohes sozialpolitisches Verständnis“, von dem er in Versammlungen wiederholt ein nicht gerade glänzendes Zeugnis abgelegt hat. Das hinderte den Herrn jedoch nicht, in seinem Betriebe selbst über die grauenhaftesten Mißstände hinwegzusehen, weshalb sich die Organisation neuerdings veranlaßt sah, sich in Werkstättenversammlungen mit der Firma zu beschäftigen. In eine dieser Versammlungen hatte die Firma den Werkmeister geschickt, der es aber nach ihrer Meinung jedenfalls an der notwendigen Schneidigkeit gegenüber den Versammelten hatte fehlen lassen. Denn in der zweiten Versammlung erschien der Sohn des Chefs, der sich selbst als ein Arbeiter der Firma bezeichnete, wenn er auch Beamter sei, weshalb er an der Versammlung ein Interesse habe. Ueberdies habe er sich, weil auch ihm ein Einladungsziel in die Hand gekommen sei, für verpflichtet gehalten, zu erscheinen. Der junge Herr bemühte sich nun eifrig, die ihm gewährte Redefreiheit recht kräftig auszunützen, wobei er mehrmals den eigentlichen Proct seiner Anwesenheit verriet. Es wurde ihm denn auch gebührend heimgeleuchtet.

Diese beiden Versammlungen mußten dem „Vater seiner Arbeiter“ schwer auf die Nerven gefallen sein, denn am Tage nach der Versammlung erließ er an „seine Arbeiter und Arbeiterinnen“ ein Rundschreiben, in dem er ihnen nach einigen Wutausbrüchen gegen die „gewerkschaftsmäßigen Geher“ bei Strafe der sofortigen Entlassung verbietet, jemals wieder an einer Versammlung teilzunehmen. Diesen Ukas ließ er zur Bekräftigung unterschreiben. Das Koalitionsrecht wollte der Herr nach seiner eigenen Versicherung damit nicht unterbinden, er könne nur niemand beschäftigen, der in solche Versammlungen gehe und sich verhegen lasse. Die bayrischen Metallindustriellen mit ihrem Anschlag auf die Techniker und Kaufleute sind durch dieses Vorgehen des sozialpolitisch so vornehmen Herrn Rodenstock tief in den Schatten gestellt. Um aber nun die Sache möglichst eindrucksvoll zu machen und ein warnendes Exempel zu statuieren, wurde eine Arbeiterin, die bereits neun Jahre zur Zufriedenheit im Betriebe gearbeitet hatte und deren Mann sich in dem Betriebe die Schwindsucht und den Tod geholt hatte, ohne weiteres entlassen, obwohl sie keiner Organisation angehörte und nur, weil sie ein Interesse daran hatte, in die Versammlung gegangen war. Diese brutale Maßregelung sollte für die Arbeiterin die Strafe dafür sein, daß sie, als die ältere der Arbeiterinnen, die übrigen nicht abgehalten hat.

Untrübe konnte der Herrenstandpunkt der Unternehmer nicht zum Ausdruck kommen; gründlicher konnte den Indifferenten nicht gezeigt werden, wie ihre Gleichgültigkeit gegenüber der Organisation von den Unternehmern eingeschätzt und zur Ausbeutung und Unterdrückung der Arbeiterklasse ausgenützt wird. Der Vorgang ist typisch für die Skrupellosigkeit, mit der die Unternehmer, die für ihre Vereinigungen die größte Freiheit beanspruchen, die minimalsten Rechte der Arbeiter mit Füßen treten. Das hohe Lied von der Harmonie zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer in der mechanischen Industrie, das Herr Dr. Krüß auf dem letzten Verbandstage der Gesellschaft für Mechanik und Optik in München sang, konnte keine bessere Illustration erfahren.

Die Strafe verlief am Seeufer. Strachend und rollend brach das Eis unter seiner Schwere. Erst war es dumpf wie Donnerschlag, dann aber verklangen die Risse wie in seinem schneidenden Weh in der Richtung nach der Insel, deren beschneite Baumwölke man westwärts in der Ferne sah. Ein feiner blauer Ton lag geheimnisvoll auf der Schneedecke.

Drei Viertelstunden Weges bis zum nächsten Dorf, das war sein Tagesmarsch. Und mit rüstigem Atem schritt er von dannen. Alle dreißig Schritte sah ein Krähennest begehrtlich am Weg, verfloßene Nohäpfel zerkrümelnd, auf neue wartend. Der Mann im Pelz erhielt aus diesem Stopp einen ihn als harmlos einschätzenden Blick. Wenn er vorüberging, hüpfen Mann und Frau wenige Schritte in den kalten Schnee.

„Ob es wirklich“, brummte Heinrich Bruhn, „so weit bis Sibirien ist, wie die Karte sagt? Ich denke zuweisen, es müßte gleich hinter unserm Stadtwald liegen. Jedenfalls geht's bis zum Ural immer geradeaus.“ Ein nderisches Stöhnen, ein nderisches Band — noch immer Skolonie. In den Städten bishen westeuropäischer Firnis — jetzt man aber den Fuß ins freie Land, so setzt man ihn ins Polen- und Mittelalterland.“

Als Sohn der nordwestlichen Waterkant war Heinrich wohl an Sturm und Nebel und an rechtschaffenen Schmutz gewöhnt, jedoch nicht an andauernde harte Kälte und an Schnee. Nach Ostpreußen war er ja auch nur aus Gründen der Notdurft des Leibes und der Nahrung (damals waren ihm noch nicht die zehntausend Mark so unverhofft von seinem Ohm zugefallen) gegangen und in den Dienst einer fremden Landeskirche übergetreten, weil sich Dahelms nicht gleich was bot. Er fühlte sich aber hier wie in einer Art Verbannung, Heimweh machte ihn sogar ungerecht gegen das, was ihn umgab.

Und er hoffte auf Rückkehr. Das Konsistorium hatte wohlwollende Verückichtigung zugesagt, und Emil Paulsen, der Sohn des Präsidenten, war sein Freund. Als dessen Alter noch einfacher Richter gewesen war, hatten sie die Schule zusammen besucht, jetzt war der Sohn Amtsrichter in der kleinen Gymnasialstadt, wie es sein Vater gewesen war.

„Ich habe ein gutes Wort für dich eingelegt“, hatte er vor etwa einem Jahre an Heinrich Bruhn geschrieben. „Wenn du willst, so ist dir die nächste Stelle sicher. Und

lange kann es nicht mehr währen. Wie du weißt verflücht hier neben dem alten Propsten der wilde Wilhelm Frahm das Wort Gottes. Und Wilhelm kennst du. Und weil du ihn kennst, so weißt du auch, daß er als Priester beständig auf einer Mine sitzt.“

Ich halte dich für gutmütig genug, zu sagen: Der arme Kerl, der gute Kerl! Und da hast du recht. Gut ist er. Gut auch Gemüt. Ich mag dies Wort, womit der Deutsche so gern prunkt, eigentlich nicht leiden, weil es ebensooft ein Vaster und eine Schwäche bedeutet wie eine Tugend. Lassen wir das! Wilhelm Frahm hat es im guten Sinn. Aber daneben zuviel Naturfrische. Du hast ganz recht. Bradtmenschen, aber als Pastor ganz unmöglich. Du kennst ihn ja.

Nun höre mal zu — der jüngste Streich. Schifferball durch seine Gegenwart verberlicht habend, tüchtig geachtet... Tanzordner gewesen, einer stämmigen Schifferknecht eigenhändig hinausbefördert. Wozu hat der liebe Gott unserm Wilhelm auch die Gestalt, die Arme, die Muskeln gegeben? Sicher nicht, Kanzelgesten zu machen, die Bibel zu heben und damit die Gemeinde zu bedrohen.

Er ist kein schlechter Redner, und wenn er auf der Kanzel steht und die tiefen, ihm gut stehenden Herzensworte anspricht, dann geht es jungen höheren Vätern zuweilen tief, würde vielleicht auch bei uns Eindruck machen, wenn... wenn wir nicht unseren Willen in der Zoppe, ihn und seine Fröhlichkeit, die so gar nichts Pastorenhaftes an sich hat, seine Direktionslosigkeit, wenn wir das alles nicht so oft vor Augen hätten. Dem Reinen ist alles rein — denkt Wilhelm Frahm. Nein, er denkt es nicht, diese unermessliche Unschuld bedarf nicht der Thesen, er handelt einfach.

Wegen der Schifferballgeschichte ist er vom Konsistorium arg hincingelegt worden. Im Vertrauen — sein Maß ist voll. Wenn wieder was kommt und, wie Willem nun einmal ist, kann es nicht lange dauern, dann — fliegt er. Und wenn er fliegt, dann kommst du dran, dann wirst du Pastor in Godorf.“

So hatte der Brief gelautet. Der Empfänger hatte gedacht: — Wenn doch! — Aber da war seine Pastorenseele aufgefahren und mit ihm ins Gericht gegangen: „Was dich nicht gelüsten!“

Zur Kreischen Gasthof hatte er nach Tisch mit dem Seminarlehrer zusammen Steine geklopft — so bezeich-

nete man in Ostpreußen malerisch tönend das Dominospiel — und Kaffee getrunken; die sinkende Sonne malte schon den Westrand des Horizonts in farbigen Tinten, als er in sein Zimmer zurückkehrte. Der Postbote war da gewesen, ein paar Briefe lagen auf seinem Pult — Drucksachen, Lotterielose und ein versiegelter Brief — Emil Paulsens Handschrift.

„Surra!“ (das Wort decimal unterstrichen). „Surra,“ schrieb Emil Paulsen, „es wird! Wilhelm Frahm hat dumme Streiche gemacht. Das Gerücht ist an der Arbeit, aber schon das, was vor einem Tugend Zeugen verübt worden ist, reicht aus. Auf dem Schweinemarkt mit Schweinemännern gewettet, ein (ich weiß nicht wie schweres) Ferkel am geölten Schwanz einen Fuß vom Boden zu heben. Er soll die Wette gewonnen, das Schwein aber arg geschrien haben. — Mit Wilhelm's Pastorenlaufbahn ist es jedenfalls aus, im Volksmund heißt er auch schon — Schweinepriester. Ich besuchte kürzlich den Alten, und sah zufällig einen tüchtigen Aktenschwanz mit verdächtigen Rudrum.“

Wilhelm Frahm soll gesagt haben, wenn es ihm an den Krügen gehe, wolle er Viehhändler werden. Vernünftigeres kann er gar nicht tun. Vater und Großvater und Voreltern haben nichts getan als Ochsen geweidet und Schweine fett gemacht, sie waren Ochsen- und Schweinegenies. Zum Schweine- und Ochsenhandel bringt er viel ererbtes Talent mit. Ja, ich sage dir: paß auf! Erst in das richtige Geleise gekommen, wird noch mal was Großes aus ihm!“

Als Heinrich Bruhn diesen Brief las, wollten wieder ländige Gedanken in des Herzens Kor hinein: Wenn doch! Wieder hatte er Lust, über Wilhelm Frahm's Priesterseutane hinweg seinen Ornat vor den Altar des Herrn in Godorf zu tragen. Er steckte sich die lange Weife an und hatte viel zu tun und zu künypfen, dem bösen Feinde zu wehren. Ganz bestimmt mußte er auch nach einer Stunde noch nicht, ob ein Mann von reinem Gewissen in seinem Rehnstul Barinaslanaster qualme.

Aber bei allen Zweifeln wurde ihm doch warm ums Herz, und das Säusen der kalten Linden an seinem Fenster klang wie milder Heimatgruß vor setnen Ohren.

Die Schatten vergangener Dinge webten um ihn her und führten die Tage seiner Leiden und Freuden, seiner jungen Leiden und seiner jungen Freuden wieder herauf. (Fortsetzung folgt.)